



Leseprobe

Samhain

Die Nacht des Fergus mac Roy



An té is luaithe lamh, bíodh aige an gadhar bán's a fiadh.

- Der, der die schnellste Hand hat, ihm mögen sein der weiße Hund und der Hirsch.

Werte Leserin, werter Leser,

ich stand auf den Hügeln Taras und in Newgranges heiligen Hallen habe ich gesungen zum Dank und als Zeichen, dass ich nie etwas anderes sein werde, als eine Dienerin der Zeiten, die gegen das Vergessen kämpft, die nicht endet nach dem Gold in den Wurzeln unserer Seelen zu graben, dem Wissen und der Weisheit unserer Ahnen, deren Kraft durch unsere Körper fließt, deren Feuer unser Atem ist.

Alles, wonach wir suchen Liebe, Ruhm, Wohlstand, ist bereits in uns angelegt. Halte nur einen Augenblick inne, einen Augen-Blick, und öffne Dein Herz, Deine Seele für diese Weile. Wie viele Wege bist Du gegangen? Wie viele Berge hast Du erklommen? Wie viele tiefe Täler hast Du durchwandert? Wie viele Flüsse, Meere hast Du durchschwommen? Das Ziel, das Ende der Reise, lag bereits in Dir vor Deinem ersten Schritt, dem ersten Einatmen, und der Schatz, den Du suchst, liegt offen in Deiner Hand, in der Unendlichkeit Deines Daseins. Lass Dich nicht blenden von Farbe und Form. Du kennst den Kern und weißt um die Frucht und das Fleisch. Himmel und Erde, die Tanzböden unserer Körper, sie sind nur ein Traum, während unsere Seele längst in der Einen Welt zu Hause ist. Folge Dir immer weiter in die Tiefen Deines Selbst an jenen einzigartigen Punkt, wo sich Dir das ganze Universum öffnet und Du erkennst, dass Du schon angekommen warst, bevor Du überhaupt losgegangen bist.

Gesundheit, Kraft, die eine wahre, große Liebe, Reichtum, alles Flicker auf dem Mantel der Träume unseres Lebens. Wir brauchen ihn nicht und doch an manchen dunklen, verlorenen Tagen kann uns nur dieser Mantel wärmen, die Unvollkommenheit unseres menschlichen Daseins. Sie ist die einzige Vollkommenheit, die es gibt. Ein aufmunternder Blick, eine herzliche Umarmung, ein zarter Kuss, der Flügelschlag einer Wirklichkeit, die uns weiterträgt durch jedes einzelne Leben. Aus dem Staub erhebt sich der Schmetterling, um wieder Staub zu werden und sich zu wandeln, zu verschmelzen mit allem, was da war, ist und sein wird. Wir lassen niemanden zurück. Wir holen niemanden ein. Wir halten nicht ein, bis wir alle wieder eins sind im großen Seelenmosaik des ewigen Werdens und Vergehens.

Wir sind das Meer der Zeit. Wir sind seine Wellen. Es gibt keinen Anfang und kein Ende – Spring! Du kannst nicht fallen, denn Du bist schon hier!

chrismegan





Die Morrigan



Die Morrígan

„Guten Tag, junger Mann, du bist aber fleißig. Wie ist denn dein Name und was machst du hier so allein auf dem Feld?“ Der kleine Junge, wohl mochte er gerade seinen achten Sommer vollendet haben, sandte der Frau ein Lächeln aus sanften braunen Kinderaugen und antwortete:

„Guten Tag, Ihr wunderschöne Herrin, seid Ihr eine Göttin, Ihr seid sogar noch schöner als meine Mutter. Sie ist die schönste Frau auf Erden und darum müsst Ihr einfach eine Göttin sein. Seid Ihr eine?“

Die hochgewachsene Frau in ihrem vom Winde verwehten roten Kleid lächelte sanft:

„Jede Frau ist eine Göttin, Leto, auf die eine oder andere Weise. Und was machst du nun hier?“

Der gar nicht ängstliche Blondschoopf nahm einen Feuerstein in die Hand und warf ihn mit seiner kleinen Gewalt an den Rand des Feldes. Stolz gab er zurück:

„Siehst du das nicht? Ich helfe meinem Großvater. Er sät Roggen aus und ich sammle die Steine vom Feld, damit es besser zu pflügen ist. Und was machst Du hier?“

Das rote Haar umfloß ihr edles Gesicht wie Wasser, sanftmütig antwortete sie:

„Auch ich sehe nach meiner Saat. Wie sie aufgegangen ist, was daraus geworden ist und ob ich sie schon ernten kann. Du bist sehr stark, dafür dass du noch so klein bist, Leto.“

Das Sonnenkind spannte vor der Herrin seine Muskeln an und erwiderte stolz:

„Ja, Herrin, das bin ich, das sagt meine Mutter auch immer. Ich habe schon ganz viele Steine zum Rand geschleppt und die Mauer schon sehr gut ausgebessert. Ja, das haben wir.“

„Dann willst du wohl ein Bauer werden wie dein Großvater Oscar?“, wisperte das Zauberwesen wie der Wind und strich ihm sachte über das helle Haar.

Leto aber schüttelte trotzig den Kopf und antwortete mit erhobenem Haupt:

„Nein, ich werde ganz sicher kein Bauer. Das mit der Schlepperei und den ständigen dreckigen Fingern, das mag ich nicht. Ich werde später ein großer...“

Da tauchte, wie aus dem Nichts eine zweite Frau auf und es schien fast so als sei sie aus dem Rücken der ersten Frau erwachsen. Doch diese Frau war deutlich älter und ihr Kleid war weiß wie Schnee, weiß wie die Unschuld der Herzen, die sie den jungen Recken in ihrer ersten Schlacht nahm. Ängstlich trat das Kind einen Schritt zurück.

Die Stimme der Alten schnarrte rau:

„Siehst du es nicht, schöne Macha, das Jüngelchen wird ein Krieger, ein treuer Kämpfer des Königs, nicht wahr? Und eines Tages werde ich dich dann pflücken, wie ein Gänseblümchen im Sonnenschein, nicht wahr, mein Kleiner.“

Gern hätte sich der Junge jetzt hinter den roten Flügeln Machas versteckt, aber etwas in ihm trat hervor, streckte seine Brust heraus und erwiderte:

„Nein, ein Krieger werde ich auch nicht. Meine Mutter hat mir beigebracht, dass es nichts gibt, was es rechtfertigt, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen und das jedes Mittel ausgeschöpft werden muß, um das Leben eines Menschen zu retten. So sagt sie jedenfalls, auch wenn ich noch nicht ganz verstehe, was sie damit meint. Aber ich werde niemals ein Krieger. Die leben nie lange, außerdem sind sie immer schmutzig und stinken. Das sagt jedenfalls meine Mutter.“

„Und damit hat sie zweifellos recht“, antwortete da eine andere, eine melodischere Stimme, reif und erhaben und als sich die rauschenden weißen und roten Gewänder teilten, da trat eine dritte Frau hervor und sie war ganz in Schwarz eingehüllt.

Ihre Augen waren jung und lebendig, doch ihre ganze Erscheinung schien alterslos zu sein. Mit einem freundlichen und doch kühlen Lächeln trat sie hervor:

„Deine Mutter, nennt sie dich nicht manchmal Honigmund, kleiner Leto?“

Erstaunt antwortete der Junge verdutzt:

„Ja, aber woher weißt du das, kennst du mich? Wer bist du, wie ist dein Name?“

„Das, Honigmündchen, ist die edle, die hochwohlgeborene Morrígan, Jüngelchen.“

Die Weißhaarige Alte zog einen Stock aus ihren weißen, wehenden Schleiern und stützte sich darauf.

„Ach, Bodbh, hör schon auf. Das Kind bekommt ja noch Angst vor dir. Mach dir keine Sorgen, kleiner Leto. Sie wird dir nichts tun, jetzt nicht und auch später nicht. Wir werden ein Auge auf dich haben, Leto Honigmund. Wir werden uns wiedersehen auf der großen Burg. Du wirst kein Krieger und doch werden deiner Finger oft genug gezeichnet sein vom Werk deiner Hände. Und noch etwas merke dir, mein junger Freund, wenn du je wählen sollst zwischen Hund und Hirsch, dann folge dem Hirschen, denn der Hund wird sich auf seiner eigenen Fährte in die Falle locken.“

Für heute wollen wir uns entfernen, aber vergiß nicht, folge dem Hirschen, dem Hirschen.“ Leise wehte ihm der Wind die letzten Worte nach.

Mit großen Augen sah er die alte Bodbh auf ihren Stock gestützt von dannen ziehen, ihr folgte die schwarze Morrígan. Sanft strich ihm noch einmal die schöne Macha über sein blondes Haar und gerade als sie sich schon fast abgewandt hatte, da drehte sie sich noch einmal um und hauchte dem Kind einen Kuß auf seine zarten Lippen. Dann folgte auch sie ihren Schwestern nach.

Der Junge indessen eilte flinken Fußes zu seinem Großvater. Von weitem schon rief er: „Großvater, Großvater, hast du auch die wunderschönen Göttinnen gesehen, die beiden Jungen und die Alte. Großvater, so höre doch, ich habe die Morrígan gesehen, die Bodbh und sogar die wunderbare Macha, Großvater, Großvater, so höre doch.“

Der drahtige alte Mann hielt inne und fuhr sich durch sein strahlend weißes Haar. Liebevoll senkten sich die blauen Augen auf den Sohn seiner Tochter. Ein Wildfang war sie, stolz und unbändig, mit dem Herzen einer Wölfin und mit ebenso großer Liebe und Wildheit wachte sie auch über ihr Kind. Der Vater des Knaben war wie alle Männer seines Stammes lebensfroh und ein Mann des Metes und doch wusste er um jede Schlacht, jeden Gott, jeden König und jeden Krieger darin. Oft saß er des Abends mit seinem Sohn beim Feuer und erzählte von Lugh und den anderen Göttern, während die Mutter lächelnd, die Tontöpfe abtrocknete. Leto liebte seine Eltern, aber noch lieber als mit ihnen, verbrachte er seine Zeit mit dem Großvater. Oft strolchten sie gemeinsam durch Wald und Flur, auf der Pirsch nach Hasen und Rehen. Aber das Herz war ihnen zu groß geraten, so dass sie die Jagd anderen überließen und sich an dem bloßen Anblick der Tiere erfreuten. Auch Oscar liebte den Kleinen aus vollstem Herzen und war froh für jeden Tag, der ihm mit diesem Kind geschenkt wurde.

Aufgeregt lief ihm der Knabe entgegen, sein Rufen trug der Wind davon. Bestimmt hatte er wieder ein Abenteuer zu berichten. Wie leicht und einfach das Leben doch für die Kinder war, ohne die Sorgen und Lasten des Alters. Was mochte aus seiner Tochter, dem Schwiegersohn, dem kleinen Leto werden, wenn er eines Tages nicht mehr sein mochte? Es war so schwer loszulassen. Nur noch ein kleines Stück des Weges lag vor dem Mann und doch kämpfte er um jeden Zoll, als ginge es um alles und es ging ja auch um alles. Um alles, was er je erreicht hatte. Dieses Kind trug auch sein Blut in seinen Adern. Oscar sah sich selbst in dem Kind und so wie der kleine Mann jeden Tag seinem Ende entgegenwuchs, so lebte auch der Großvater noch einmal auf, verfolgte achtsam und wachsam, was schon so viele Jahre zurück lag und fast vergessen schien. Der Clan war alles. So wie er der Stamm seines Lebensbaumes war, so war der Knabe die neuen Triebe, die die guten Früchte tragen würden. Vielleicht würde er selbst das nicht mehr erleben, doch bis zu diesem letzten Tag würde jeder Tag ein Sieg sein. Ein Hochgefühl der Freude durchflutete den Greis. Er lächelte, die Götter, was konnten sie ihm schon nehmen? Er hatte so vieles gesehen, erlebt, erfahren, mochten die Hunde der Morrígan ihn in die Andere Welt hetzen. Es machte nichts. Jedes Lachen des kleinen Jungen war wie ein ganzes geschenktes Leben. Er schmunzelte, als der Knabe endlich bei ihm angekommen war.

„Großvater, Großvater. Ich habe die Morrígan gesehen. Ich hab' sie wirklich gesehen.“

Der alte Mann lächelte:

„So hast du das? Und was hat sie zu dir gesagt?“

Aufgeregt plapperte das Kind:

„Sie hat gesagt, dass ich kein Krieger werde und dass ich dem Hirschen folgen soll und nicht dem Hund, das hat sie gesagt und die Bodbh und die Macha waren auch dabei. Ganz bestimmt, Großvater, ganz bestimmt.“

Milde erwiderte der Mann:

„Das ist ja wunderbar, damit bist du reicher, als es viele Männer je sein werden, mein Herzensbub. Das musst du gleich deiner Mutter erzählen, lauf zu und lasse sie gleich wissen, was für ein Glück dir widerfahren ist und setze einen Topf Wasser auf, damit wir einen guten Kräutertrank zu uns nehmen können. Lauf zu, ich komme gleich nach.“

„Ja, Großvater, das werde ich machen. Bis später dann und arbeite wirklich nicht mehr so lange.“

Sofort eilte der Knabe davon. Der Wind verwehte sein Haar und trieb ihn vor sich her wie einen Spielball.

Zurück blieb der alte Mann mit seinen Gedanken.

Wer waren sie wohl, diese Frauen? Sicher hatten die Göttinnen Besseres zu tun als sich unter die Kurzlebigen zu mischen und mit ihnen kurzweilige Plaudereien auszutauschen. Wer weiß das schon, vielleicht gab es gar keine Götter. Vielleicht gab es nur die Göttlichkeit der Welt, der Bäume und Pflanzen, der Tiere und Menschen, der Steine und des Grases. Darin mochte der Geist der Götter stecken und sich so im Antlitz der Menschen widerspiegeln. Wer weiß, vielleicht sind wir die Götter und merken es nicht einmal. Vielleicht waren die Götter von heute auch einmal Menschen so wie wir und wir, wir werden vielleicht die Götter von morgen sein oder von übermorgen. Vielleicht sind wir auch einfach nur der Staub der Welt, den der Wind durch das ganze All trägt. Wie müßig sich Gedanken darüber zu machen, eines Tages kommt der Augenblick, in dem wir es erfahren, und dann wird es schon zeitig genug sein. Jetzt werde ich erst mal einen guten Pott Kräutersud zu mir nehmen, ein bisschen Wärme in die alten Knochen bringen. Die dreieinigen Göttinnen, was für ein Junge, wer mochten sie wohl gewesen sein. Drei alte Weiber, die einem Kind einen Streich spielten. Götter, wer glaubte schon an sie. Wenn es sie wirklich gäbe, würde ich sie bitten, mir einen Stein zu schaffen, den sie selbst nicht heben könnten. Wie aber könnten sie dann Götter sein?

Der alte Mann ging seines Weges und so taten es auch die drei Frauen.

Die Weiße zischelte: „Ach, Macha, du kannst es einfach nicht lassen. Du liebst sie einfach viel zu sehr, diese Ameisen. Ein Windhauch und schon entweicht ihre Seele dem schwachen Leib. Ich verstehe nicht, warum du immer wieder und wieder in ihren Bann gerätst. Sie sind nutzlos und sie langweilen mich unglaublich. Glaubst du wirklich, dass sie sich eines Tages ändern werden. Dass sie werden könnten, was du dir für sie so wünschst, was sie sich selbst so ersehnen und doch nicht erreichen können, ein Volk, ein Stamm, Eine Welt zu sein. Sie sind nicht vollkommen und genau darin liegt der Sinn und genau darum haben sie kein Recht durch diese Welt zu wandeln. Sie sind schwach und wertlos. Wende deinen Blick von ihnen ab. Es gibt nicht einen unter ihnen, der es wert wäre, dass du ihnen deine Aufmerksamkeit schenkst. Sie werden nie lernen, worum es wirklich geht.“

Die Rote erwiderte sanft:

„Und genau dazu sind wir doch hier, um Wege zu weisen, um Hilfe zu senden. Vielleicht mögen sie wie Blätter im Wind sein, doch das kann sich ändern. Noch sind wir am Morgen der Weltzeit, gerade haben sie gelernt aufrecht zu gehen und für sich selbst zu sorgen, da verlangst du schon von ihnen, dass sie die Welt und sich selber retten sollen. Sie brauchen noch Zeit und gleich, was du sagst – es schlägt ein gutes Herz in ihnen, wenn sie es finden. Wir sollten sie nicht im Stich lassen. Sie brauchen uns. Wir sind ihre Hoffnung und nicht alle sind schwach. Es gibt auch starke Seelen unter ihnen, einzigartige Gewalten, die sich selbst und ihre Welt beherrschen.“

„Ach, zeig mir eine dieser starken Seelen, wenn sie der Wind des Schicksals lang genug beutelt, wird auch sie brechen und für ihren Seelenfrieden alles opfern. Ruhm, Ehre, sogar deine vielbesungene Liebe. Zeig mir einen, der immer wieder aufsteht, wenn es ihn auf

die Knie gebrochen hat, der nicht aufgibt, der seinen Weg bis zum Ende geht. Dann will ich kein Wort mehr sagen über sie, Schwester", zischelte die Bodbh.

„Seltsame Spiele spielt ihr da, Schwestern. Ich beobachte sie gern, die Menschen. Sie sind einzigartig und im Gegensatz zu uns Göttern, gelingt ihnen etwas, was uns schon lange verloren gegangen ist: Die Fähigkeit zu überraschen. Weder bin ich ihnen in großer Liebe zugetan wie du edle Macha noch verachte ich sie so wie du, ehrwürdige Bodbh. Ich betrachte sie mit Vergnügen und so werde ich auch euer Spiel verfolgen. Mit Vergnügen. Doch wer soll euer Auserwählter sein?“

Die Rote antwortete:

„Darum sorg dich nicht, Schwester. Ich will uns schon einen prächtigen Kerl verschaffen, einen guten, und wenn ich ihn selbst zur Welt bringen müsste. Ihr werdet sehen, sie verdienen unser Augenmerk und unsere Liebe.“

Ein Wind fuhr auf und zwischen sie. Da rauschten ihre Gewänder und auf sanften Wellen reisten sie in ihre eigene Welt.



Fergus mac Roy



Manchmal versagen Helden.
Entgegen all ihrem Einsatz,
lassen sie jeden fallen, der sich ihnen anvertraut hat
und vor allem und im Besonderen sich selbst.
Ein Mann der Tat kann immer von der Versuchung gepackt werden,
der einfachen Antwort den Vorzug zu geben,
die einen schnellen Sieg zu versprechen scheint.
Es ist ein Weg in die Finsternis gepflastert von guten Absichten.

Sean Bean



Samhain – Das Ende des Sommers



Samhain – Das Ende des Sommers

Seine sonnendunklen Hände glitten über ihre alabasterweißen Brüste. Seine waldgrünen Augen verfangen sich in der Wildheit ihres magischen Blickes.

Leise flüsterte er ihr zu:

„Keine andere Frau habe ich jemals geliebt, nur dich. Du warst mein Verhängnis vom ersten Augenblick an und du wußtest es.“

Maeve, die Königin von Connaught, lächelte. Sie hatte es gewußt. Nie war es ihr wichtig gewesen, dass er König gewesen war oder Edelmann oder Dieb, denn er war Manns genug, sie zu befriedigen, zu sättigen und glücklich zu machen.

Sanft antwortete sie ihm:

„Ja, so ist es. Glaubst du, dein Leben wäre anders verlaufen, ohne mich? Zum Guten oder zum Schlechten, du bist es nun, der hier in meinem Armen liegt.

Nicht mein Gemahl und auch nicht der Hochkönig, sondern du, Fergus mac Roy.

Und so wollten es die Götter.“

Seine Hände fuhren durch ihr Haar, Mondlicht wandelte dunkles Rot in Schwarz.

Wunderschön wie die mächtige Göttin des Schicksals lag sie sanft von den Wellen des Sees umspült. Wellen, die sie aufgerührt hatte, in seinen starken Armen.

Tief vom Grunde seiner Seele fühlte er diese Liebe zu ihr emporsteigen, eine Liebe so einzigartig, daß es ihm fast den Atem nahm.

Wie das Licht einer Kerze, die allein gegen die Finsternis kämpfte, stärker wurde und stärker, so fühlte er sie.

Eine Träne glitzerte in seinen Augen, so sehr übermannte ihn das Gefühl.

Er nahm sie ganz fest in seine Arme, drückte sie an sich, spürte die Wärme ihres Körpers in dieser milden Winternacht. Blind fanden sich ihre Lippen, innige Küsse schenkten sie sich. Ihre Zungen tanzten wie Schlangen umeinander.

Feuer loderte in ihren Leibern. Sie umringten einander wie Wasserdrachen, umwandten sich, um sich doch wieder in unendlichen Küssen zu vereinigen.

Fergus brannte, er brannte lichterloh und zum ersten Mal schien er sie wahrhaft zu sehen.

Dieses Gefühl, das er so lange so tief verborgen gehalten hatte, wurde offenbar und nun erschreckte es ihn nicht länger, daß es Liebe war.

Fest, ganz fest, nahm er sie in die Arme, als könne er sie sich so einverleiben, sanft glitt er in sie.

Die Frau lehnte ihren Kopf zurück, seine Hände umfaßten ihren Hals und er spürte wie das Leben durch ihre Venen pulste.

Freude durchjagte, durchzuckte ihn, das Licht seines Sonnenlebens strahlte durch ihn, erfüllte ihn. Schauer von Glück rieselten über seinen Körper.

Sanft zog er sie an sich, flüsterte ihr zärtlich ins Ohr:

„Maeve? Ich liebe dich und ewig will ich dein sein. Und du, willst du auf ewig mein sein?“

Etwas knackte in der Entfernung, aber wer außer ihnen sollte schon draußen sein, in einer so verzauberten Nacht

Ganz sicher war es ein Tier. Er hörte ein Geräusch, eines, das ihm nur allzu vertraut war, aber es wollte ihm schier nicht einfallen, was es war.

Maeve lächelte, küßte ihn, trank das Leben von seinen Lippen, biß sich an seinem Hals fest, saugte alle Kraft aus ihm, trieb ihn, ließ ihn in ihr galoppieren und als er das Licht am Ende der Finsternis sah, als er die Erlösung fast in Händen hielt, da wußte er, was es war.

Das Schnellen einer Sehne, die soeben ein Pfeil verlassen hat.

Erkenntnis,

eine kristallene Klarheit trat in seinen Blick, in sein Verständnis.

Maeve hielt inne, ihre Augen hatten einen Punkt in der Ferne erfaßt.

Ein unfaßbares Erstaunen zeichnete das Gesicht von Fergus, als der Bolzen sein Fleisch durchdrang. Schmerz flog wie tausend Funken durch Körper und Geist, ein Stöhnen drang von seinen Lippen. Er spürte wie sein Leben aus der Wunde floß. Etwas in ihm, sein Verstand, war so klar, so messerscharf.

Plötzlich wusste er, daß dies das Ende war und daß es gut so war.

Aber sein Herz, sein Herz schrie auf und klammerte sich an dieses kleine Glück, an dieses Etwas, das alles war, was er je gehabt hatte, diesen einen Augenblick vollkommenen Seins.

Das Licht wurde schwach und schwächer und mit jedem verlorenen Herzschlag wurde sein Leib tauber, leerer. Schon verlor sein Blick die schöne Maeve, die noch immer kein Wort über ihre Lippen brachte. Verschwommener wurde sie, als verbände sie sich mit dem Wasser des Sees.

Tief, immer tiefer glitt er, dunkel immer dunkler wurde seine Welt.

Bittere Kälte kroch durch seine Venen, vertrieb alles Leben daraus, unbarmherzig.

Nacht.

Samhain.

Finsternis.

Die Morrígan streckte ihre kalte Hand nach ihm aus.

Bilder tanzten vor seinen Augen, Erinnerungen. Fergus fiel durch sein Leben.

Augenblicke blitzten wie Sterne auf und erloschen. Gesichter strahlten ihm entgegen.

Sie hatten ihm so viel bedeutet.

Die fröhlichen Kindertage mit seinen Brüdern, seine frühen Tage als tapferer Recke, der Tod seines Bruders, die Krone Emain Machas, Nessa, Connor, die Flucht nach Tara, seine Zeit als Kriegsherr und Führer des Roten Zweiges, Deirdre und sein schwerstes Versagen, der Aufstand und der Auszug nach Connaught, der Táin und immer wieder Maeve, immer wieder diese wundervolle Seele, die ihn auf diesem Weg begleitet hat, über Jahre hinweg.

Nun hatte er sie verloren und sie ihn.

Und doch, wie konnte er noch denken, noch fühlen, wie sich an all die Wunder seines Lebens erinnern?

Eine seltsame Kälte umgab ihn und doch machte sie ihm nichts aus. Sein Herz, oder was sein Herz gewesen war, raste, wollte zurück, zurück in ihre warmen Arme, an ihre Brust, in ihren Schoß.

Fergus fühlte nicht mehr die unbändige Stärke seines Körpers, alles in ihm war einzig Gedanke und Gefühl und verwundert nahm er all das wahr, gab sich diesem Ungewissen hin. Schwerelos trieb er durch die Finsternis, sank in die Tiefe, sank Stunden, Tage, Jahre, während er eine Stille hörte, die ihn fast wahnsinnig machte. Melodisches Schweigen war darin, das Lied des Windes, die Stimme von Menschen, die er einst gekannt hatte. Die seltsamsten Düfte flogen an ihm vorbei, kaum erfaßt und schon vorüber, wie köstlich, wenn seine Mutter einen herrlichen Haselnußkuchen backte, der Duft wilder Blumen in Maeves Haar. Maeve, seine geliebte Maeve, wo war sie nur?

Wie einsam er war, wie allein, wo waren nur all die anderen? Fallen, endloses Fallen, war das der Tod, ewiges Verweilen im Nichts, den eigenen Gedanken ausgesetzt? Er mußte sich an etwas festhalten, Maeves Worte, ihre Hand, die durch sein dunkelblondes Haar strich, ihr Lachen, wenn sie ihn foppte. Dieses leise, zärtliche Gurren, wenn er nachts zu ihr kam. Wie sehr liebte er diese Frau.

Dann verlangsamte sich das Sinken und, zuletzt stieg er sogar, so schien es ihm jedenfalls, wieder hinan.

Alles, was er noch war, strebte nun nach oben, wo das auch immer sein mochte. Dort wurde es hell und heller. Mit aller Macht schien er von diesem Schein angezogen zu werden, strebte er diesem Licht zu, das immer gleißender wurde und immer greller.

Angst breitete sich aus, Angst, aber auch Neugier und Wut durchfluteten ihn. Er würde sich nicht wehren können gegen das, was da droben auch immer auf ihn warten mochte.

Das Leuchten kam immer näher, er wollte sich abwenden, dem Glanz ausweichen, aber auf seltsam Art und Weise wurde er von diesem Sein magisch angezogen. Selbst wenn er noch einen Körper haben sollte, so besaß er doch keine Macht mehr über ihn.

Endlich spuckte ihn das Wasser aus. Mehr noch verwundert, daß er sich im Wasser wiederfand, war er, daß er immer noch die gleiche Gestalt hatte. Hastig versuchte er voranzukommen, doch die Strömung des Meeres war zu stark.

Mit kräftigen Stößen schaufelte er sich durch das Wasser und bald hatte er Grund unter den Füßen. Langsam watete er auf das Land zu, das noch so weit entfernt war.

Er blickte auf seine Hände, auch die große Narbe an seinem Bein seit Kindertagen schon war noch da. Hatte er das alles vielleicht nur geträumt? War er vielleicht an Bord eines Schiffes eingeschlafen und über das Gelände gefallen?

Aber nein, er war in Connaught gewesen, das war doch sein Leben. Aber wie kam er dann hierher und wo war er denn überhaupt?

Eines war jedenfalls offensichtlich: Was auch immer er war, er war nicht tot.

Er war zwar nackt und jetzt fühlte er auch den Wind auf seiner Haut, schmeckte das Salz des Wassers, aber das war keinesfalls das, was er sich unter Tod sein vorstellte.

Das Salz des Meeres.

Zuhause sagten sie, das Meer sei aus den unzähligen Tränen der Mütter gemacht.

Nein, tot war er nicht, aber was war er denn dann?

Dort in der Ferne am Ufer gab es einladende Büsche und Sträucher freundlich und grün, über die warmes Licht tanzte. Blumen wuchsen hier in Farben übers Wasser schimmernd, wie er noch keine gesehen hatte.

Keine Seele schien in der Nähe zu sein. Hinter ihm rauschte ein Meer, von dem er nicht wußte, an welche Gestade es ihn verschlagen hatte. Die Wellen schlugen auf den Sand, das Wasser netzte seine Waden.

Erschöpft ließ er sich in den Sand sinken, ergab sich dem Hin und Her des Meeres, versuchte auszuruhen, wieder zu Kräften zu kommen. Wie schwer waren seine Knochen, sein Kopf sank auf seine Brust. Salzwasser tropfte aus seinem schulterlangen Haar, lief über die sonnengebräunte Haut, um wieder eins zu werden mit der Natur, aus der es stammte.

Weit war es noch bis zum trockenen Strand, wenn die Wellen auch noch so flach waren. Ein mühseliger Weg.

Endlich stand er wieder auf. Wusch sich mit Kälte die wirren Gedanken aus dem Kopf. Wie konnte er hier nur so schutzlos liegen bleiben? Sein Überlebenswille schien wieder erwacht zu sein.

Langsam setzte er sich in Bewegung, ging erst, fing an zu laufen und rannte schließlich auf den Sandstrand zu.

Er spürte wie das Leben wieder zurückkam, seine Kraft seine Muskeln bewegte. Mit Freude rannte er, lachte er. Ich bin lebendig, lebendig, lebendig!

Jauchzend, fast tanzend ließ Fergus das Meer immer weiter hinter sich und näherte sich stetig dem trockenen Ufer.

Seine Hände befühlten sein Gesicht, seine markigen Kanten, fuhren durch seinen Bart, der Oberlippen und sein Kinn bedeckte. Er war angepaßt genug diese Wildheit jeden Tag zu scheren, aber ganz wollte er auch nicht auf dieses Zeichen seiner Mannschaft verzichten. Wie sehr verachtete er all die Höflinge, die sich in kindischer Eitelkeit dem Messer ergaben und jede Spur dessen, woher sie einst kamen, ausmerzen wollten. Ja, seine Ahnen hatten in den Wäldern gelebt. Sie hatten dort gekämpft und überlebt. Von seinem Gesicht konnte man ruhig ablesen, daß er stark war und diese Wildheit immer noch durch seinen Körper pulste.

Er spürte wie sein Herz bei diesen Gedanken raste und er lachte.

Fergus mac Roy lachte. Er lachte, weil er wieder durch eine Finsternis gegangen war und Licht erblickt hatte. Er lachte, weil ihm die Götter immer noch wohlgesonnen sein mußten und er dankte ihnen. IHR, seiner Herrin, der Großen Morrígan, Wächterin über die Kelche von Leben und Tod und IHM, dem großen Hirschgott, dem Herrn der Wilden Jagd, der seit seiner Geburt die Hand über ihn hielt, dem er vertraute.

Dort in der Ferne sah er die goldene Kuppel eines merkwürdigen Gebäudes im Sonnenlicht glitzern. Dorthin würde er seine Schritte lenken. Wo auch immer er war, wer ein solches Haus sein eigen nannte, mußte auch die Ehre haben, es zu besitzen.

Doch dort geschahen andere Dinge, andere Geschichten.

Dort in der Halle der Götter, wo sich Helden und Unsterbliche Weisheiten zuraunten.

„Fergus ist tot.“

Ruhig, als wüßte sie nicht, welche Bedeutung diese Worte für die Seelen in dieser Runde haben, sprach die mächtige Morrígan die Worte aus.

Tatsächlich schien erst niemand die Botschaft der Göttin verstanden zu haben.

Dann wurde es still, ganz still und dort wo eben noch Lieder und Geschichten durch die Halle Mananaan mac Lyrs schallten, setzte Schweigen ein.

Ein Becher fiel scheppernd auf den grauen Schieferboden.

Es war Deirdres. Alle Blicke wandten sich ihr erwartungsvoll zu. Sprachlos stand sie da, nach Worten suchend, die all jene Gefühle ausdrücken sollten, die sie nun einem Rausch gleich überfluteten.

Fergus, der Verräter, der Mann, der Schuld trug am Untergang ihrer Liebsten, an den Jahren der Trennung von ihnen, dem Leid, das ihr Leben in eine Verdammnis verwandelt hatte.

Fergus, der Wortbrüchige, der Zerstörer ihres Seelenheils war tot.

Ihre Augen ein ständiges Wechselspiel von grau, blau und grün funkelten die Göttin an. Gedanken verdichteten sich. Er war hier.

Ein einziges Wort brachte sie, stimmlos fast, über die Lippen:

„Wo?“

Langsam wandt sich der Blick der Göttin zum Meer. Das Licht der Fackeln zeichnete finstere Schatten auf ihr purpurnes Gewand. Ihre dunklen Augen richteten sich auf einen Punkt am Strand, wo die Wellen der Zeit ans Ufer brandeten.

Wie ein gehetztes Tier jagte Deirdre aus der Halle. Der Stoff ihres feuerfarbenen Umhangs schien sie wie Flammenzungen zu umwehen. Hastig eilte sie die Stufen hinunter, hinaus, hinaus, wo Seabhac, ihr edles Roß, auf sie wartete. Zornig zerrte sie den Umhang hinter sich her, als er sich an einer Säule verfangen hatte. Endlich sah sie das feuerrote Fell des edlen Hengstes in der Sonne strahlen. Mit einem Satz war sie auf dem Rücken des Fuchses, mit einem Griff hielt sie die Zügel in der Hand. Kraftvoll trieb sie ihn vorwärts und er, der so eins mit ihr war, folgte und galoppierte voran.

Alle Wut und Verzweiflung der verlorenen Jahre, da sie getrennt war von Naoisi, Ardan und Ainnle, ihren Liebsten, glühten in ihr. Zornesfalten standen auf ihrer Stirn und ob die Tränen, die über ihre Wangen liefen, allein des Windes Ursache waren, fragte sie sich nicht.

Obwohl es nicht nötig war, trieb sie Seabhac an und er, ergeben, stob davon, daß der Sand hoch aufflog in die Lüfte wie Vögel, die ihren Ritt begleiteten. Wie gut kannte er die Leidenschaft seiner Herrin, wie geduldig ertrug er all ihre Wildheit um ihrer Liebe, Sorgfalt und Innigkeit willen, mit der sie ihn pflegte.

Obwohl er ein göttliches Geschenk war, war er ihr treu ergeben, denn ein trotziges Kind verbarg sich im Leib dieser wunderschönen Frau und niemand hätte der Unschuld dieser Seele widerstehen können.

Seabhac war ein Pferd der Tuatha de Danaan und wie all ihre Pferde war er gesegnet mit Klugheit und Edelmut. Strahlend wie ein Sonnenblitz preschten sie voran.

Fergus hingegen fürchtete den Feuerball, der da so rasend schnell auf ihn zugpreschte.

Er hatte keine Ahnung, wo er war, wer da auf ihn zu galoppierte wie ein Verrückter, und Hosen hatte er auch keine an.

Caladchog, sein Schild, war verloren und sein Schwert Carabolg lag an seinem Lager in Connaught, wie es schien auf immerdar unerreichbar.

Kaum, daß er dieses Wunder aus den Augen lassen konnte, das mit solcher Gewalt auf ihn zustrebte.

Klar und klarer wurde der Anblick, bis er sich auflöste in Tier und Mensch, in Pferd und Frau.

Er kannte diese Frau und arge Furcht befiel sein Herz.

Wohin sich wenden, nun, da die leibhaftig gewordene Rache auf ihn zustürzte, ihn zu verschlingen drohte, ihm vielleicht noch einmal sein armes Leben nahm.

Und doch war Flucht nicht möglich. Ratlos stand er da, die Wellen umspülten seine Füße, zogen ihn gleichsam ins Meer zurück und nur allzugern hätte er dem Ziehen nachgegeben. Aber wie bei allen Menschen war die Hoffnung stets der größter Fluch.

Doch stellen mußte er sich dieser Frau. Um seinetwillen war sie gestorben, und wie sehr mußte sie ihn hassen. Immer näher flog dies Wesen, das Licht der Sonne färbte ihr Gewand nun blutrot und ihre Augen sandten Blitze aus, die ihn so frierend machten. Verrat mußte sie nennen, was damals er getan.

Vorbei.

Gewaltig peitschte das Wasser auf, als dieses mächtige Roß zu stehen kam mit einem Mal und seine Herrin mit einem Satz zur Erde sprang. Fergus stand und wartete. Mut pulste durch seine Hand, doch Angst floß durch sein Herz ob dessen, was ihn nun erwartete.

„Fergus!!!“ wie ein eiskalter Hauch von Haß zischte die Frau, fast ein Mädchen noch, seinen Namen. Haßverzerrt der Blick, das Gesicht eine Miene des Zorns selbst.

„Mörder, Mörder, du elender Verräter!“.

Er konnte diese Wut fast auf seiner Haut spüren, die tausend Nadeln, die sie ihm unter die Haut treiben würde, wenn sie könnte.

Hilflos stand er da, nackt, ängstlich blickte er umher.

„Deirdre, es tut mir so leid. Ich hab` es nicht gewollt. Ich schwöre es dir.“

Als wäre sie selbst die große Bodbh, die Herrin der Rache, trat sie ihm noch einen Schritt mehr entgegen, fast berührten sie sich. Nicht einen Augenblick entließ sie ihn aus ihrem Blick, nicht einen.

„Leid? Es tut dir leid, Verräter, was willst du schwören? Sie waren tot für mich, sie, die sie alles waren, was ich noch hatte, meine Liebe, mein Leben.“

Was für einen Schwur willst du mir denn leisten? Du hast deine Freunde verraten, jene, die Seite an Seite mit dir auf dem Schlachtfeld gestanden haben. Die jederzeit ihr Leben für deines gegeben hätten. Jederzeit.

Und du, was hast du getan? Deine Ehre war dir wichtiger als das Blut, das euch verband. Wie kannst du es wagen, auch nur deinen Blick zu mir zu erheben, du ...“

Rasend rieß sie die Arme in die Höhe, die bloße Gewalt stand in ihren Augen.

Beschämt wandte sich Fergus ab, als ihn eine Welle schierer Haßes traf. Wie leicht knickten seine Knie ein, wie ein Halm im Wind gebrochen, fiel er zur Erde.

Könnte sie ihn doch verstehen. Warum nur konnte sie kein Erbarmen mit ihm haben? Glaubte sie all die Jahre, in denen er gelebt hatte und sie tot waren, hätte er sie einen einzigen Tag vergessen können?

Wieder richtete er seine walddunklen Augen auf sie, demütig, hoffnungsvoll.

„Deirdre, was soll ich dir nur sagen? Glaubst du nicht, daß auch ich sie geliebt habe?“

Da wurden ihre Augen kalt und hart wie Stein.

„Sprich nicht von Liebe zu mir, denn wen hast du denn jemals mehr geliebt als dich selbst und wohin hat es dich gebracht? Sieh dich doch an, wie ein jammerndes Weib liegst du vor mir, bittest und bettelst. Du würdest Sand fressen, wenn ich dir dann verzeihen würde.“

Jedes Weib hat mehr Stolz und Mumm in den Knochen als du.

Taten sind es, die zählen, macRoy, Taten, nicht hohles Geschwätz. Wie konntest du nur freiwillig weiterleben, mit dieser Schande, wie nur, Fergus?

Aber weißt du, ich habe ewige Zeiten auf diesen Augenblick gewartet und jetzt werde ich mein Schwert holen und mir deinen verfluchten Schädel nehmen.

Ich bin als Frau ein ehrenvollerer Mann als du je zu Lebzeiten einer warst.“

Beeindruckt folgte Fergus mit Blicken ihrem Tun, sah, wie sie zu dem roten Pferd ging, ihr Schwert aus der Scheide zog, sah, wie sie langsam auf ihn zukam, wie sie ausholte, wie die scharfe Klinge zischend durch die Luft fuhr.

Finsternis legte sich über ihn, während irgendwo, irgendwer seinen Namen rief.

Diesmal war es anders, kein Fallen, nichts.

Er schlug seine Augen auf und wußte, er war irgendwo. Er fühlte die Kälte eines Steinbodens, die Feuchtigkeit einer Höhle auf der Haut, den Geruch von Stein und Luft, die Jahrtausende alt war, als er atmete. Fergus rieb sich die Augen und sein Blick wurde klarer.

Licht erhellte das Dunkel und er folgte seinem Schein. Nach einigen Schritten mündete sein Weg in eine größere Höhle.

Hier war es warm und hell. Ein gewaltiger Webrahmen füllte den Raum. Wie es schien, war er aus einem Baume gewachsen, denn noch immer war der Stamm mit der Mutter Erde verbunden. Wie von selbst formten die Zweige seinen Rahmen, ab und an raschelten die Blätter an den Zweigen. Dann war wieder Schweigen und in der Finsternis der Steine verlor sich der Stamm, welcher Wind auch immer seine Krone umwehen mochte. Ein gewaltiges Tuch wuchs daraus hervor, gewebt von tausenden und aber tausenden Farben und Fäden so mannigfaltig in ihrer Machart wie es Leben gab auf der Erde. Allein auf einer Sitzbank saß eine graue Katze, die den Fremden argwöhnisch betrachtete.

Von irgendwo kam, die merkwürdig sanfte Stimme, die ihn gerufen hatte, und sagte:

„Nun bist du endlich bei mir, Sohn der Roy. Hast du gedacht, du würdest aus dem Leben eingehen nach Tir Tairngre, dem Land der Verheißung? So leicht, nach allem, was du angerichtet hast?“

Fergus drehte sich im Kreis, versuchte herauszufinden, wo sich die Besitzerin der Stimme befand und richtete seine Antwort ins Dunkel.

„Stünde es mir denn nicht zu? Mir, einem der größten Helden, den die Insel Eriu je gesehen hat? Wenn du bist, was ich glaube, dann weiß dies niemand besser als du, ehrwürdige Morrígan.“

Die Angesprochene trat aus den Schatten. Ihre langen schwarzen Locken schimmerten im Licht. Ihre göttlichen Augen suchten seinen Blick und hielten ihn, als sie antwortete:

„Als deine Freunde starben, da feiertest du ein Fest, als dein König dich brauchte, da buhltest du mit seiner Königin, du hast deine Königswürde für eine Hochzeitsnacht verloren. Du hast dein Wort gebrochen, deinen König verraten, dein Land verloren, Schande gebracht über dein Geschlecht. Habe ich noch etwas vergessen? Vielleicht etwas, was deine Ehre retten könnte?“

Der geschmeidige Stoff ihres Kleides glitt raschelnd über den Felsenboden, während sie zu dem Webstuhl trat und sich setzte.

Schon einmal hatte Fergus die Göttin so gesehen, in jener Schlacht, die alles entschied.

„Was ich tat, hatte immer einen Grund. Ich brauche mich dafür nicht zu rechtfertigen. Du bist die allmächtige Göttin des Schicksals, was ich tat, tat ich, weil mir kein anderer Weg blieb, weil ich bin, der ich bin. Niemand kennt meine Geschichte besser als du, was demnach mache ich hier? Und wo bin ich hier überhaupt?“

Erst jetzt wurde sich der gewaltige Kämpfer wieder seiner Nacktheit bewußt. Hilflos blickte er sich nach einem Stück Stoff um.

Die Morrígan schmunzelte innerlich und verzog keine Miene. Nicht alle Helden Erius waren von so vorteilhafter Erscheinung wie es Fergus war. Sollte er noch etwas schmoren, während sie ihm die Antwort gab. „Dies ist der Ort, der nicht ist. Die Brücke zwischen den Zeiten, wo alles Sein, das geboren wird, zurückkehrt, eingeht in die Welt und wieder neu erwacht. Du bist hier, um deine Geschichte zu erzählen. Deine, Connors, Deirdres und ihrer Gatten und vielleicht, wenn ich erkenne, wer du wirklich bist, wirst du das Tor nach TirnanOg durchschreiten und an der Tafel der Helden Erius Platz nehmen. Doch dies allein wird am Ende deine Entscheidung sein. Das ist die Wahl, die ich dir gewähre, zurückzukehren zu den Menschen als kündender Geist oder zum Schmausen an der Tafel der Götter gemeinsam mit jener, die dein Herz liebt. Doch erst erzähle mir deine Geschichte, Fergus.“ Fergus sah an sich herunter und fragte: „So?“ Freundlich lächelte die Göttin und antwortete: „Warum nicht?“ Auch sie war eine Frau und genoß es offensichtlich. Dann warf sie ihm einen moosgrünen Umhang zu, der wie ein Zauber in ihren Händen erschienen war. „Komm, Fergus, setz dich zu mir und erzähle mir deine Geschichte.“ So nahm Fergus mac Roy Platz neben seiner Herrin und begann zu erzählen und sie, die Göttin, lauschte gern, denn er hatte eine angenehme Stimme und wusste auch sonst gut zu erzählen.



Sí Gaoth – Der Elbenwind



Sí Gaoth – Der Elbenwind

Eisig wehte der Wind über das Land im Norden Erius. Gewaltige Wolken tobten über den grauen Himmel und immer wieder schienen sie in irrvischen Bocksprüngen auch den Boden der Erde zu berühren. Wie aus Furcht duckte sich das Gras flach zu Boden. Ein ständiges Rauschen lag in der Luft, als das Licht des Tages mehr und mehr verblasste.

Kälte kroch durch die Welt, setzte sich fest in den mit Flechten und Moosen bewachsenen Steinen des Marschlandes, die wie silberne Knochen auf goldenen Schilfinseln als einzige dem harschen Winde Einhalt zu gebieten wagten.

Samhain. Wie vom Donner gerührt zuckte Crunnchu schauernd zusammen, wenn der mächtige Nordwind gleich der unbarmherzigen Wilden Jagd an die Tür seiner Hütte pochte, um sich nun auch seine Seele zu holen.

Samhain. Das Ende des Sommers.

Aber was machte das für einen Unterschied? Es war dasselbe harte Los des Sommers wie des Winters, dem kargen Boden einen kleinen Ertrag abzuringen. Im Sommer trocknete der Wind die Erde aus und im Winter ertrank das mit so großer Mühe urbar gemachte Land im Wasser des schier endlosen Regens.

Gaimrad, der Winter, die Vermählung der Mutter Erde mit dem Wasser des himmlischen Vaters. Für die Menschen hier war es mehr eine Verschwörung gegen sie, denn ein Segen.

Vermählung, ja wie lange träumte er davon schon. Aber welche Frau wagt sich schon in diese Einöde, wo es nichts gab als harte Arbeit, während nachts die Wölfe in den Bergen lachten über die törichten Versuche der Menschen, ihrem Schicksal zu entrinnen. Zu lange, zu lange schon bin ich allein, dachte Crunnchu, Arbeit, das ist all mein Leben, all das Plagen, das Schinden, das ständige Quälen und wofür?

Schon höre ich die Wilde Jagd, wie sie vorüberpeitscht in dieser Heiligen Nacht, an diesem Hohen Tag, an Samhain. In meiner Jugend habe ich sie nie gehört, die Hörner und Peitschen und die jaulenden Hunde. Ja, da bin ich noch hinaus geritten an die Gräber der Ahnen und habe sie herausgefordert.

Doch nun erschrickt mich selbst das Bellen meiner eigenen Hunde draußen auf dem Hof. Wie sehr sehne ich mich nach dem Frieden, nach der Ruhe müder Hände, der Stille, die der Wechsel in die Andere Welt mit sich bringt.

Ach, wohin wandern nur schon wieder meine Gedanken, wohin treibt mich all mein Sehnen, wenn die Arbeit getan ist?

Hin zu meiner Seele, die nach Ent-Hüllung, nach Verschmelzung sich verzehrt.

Aber so lange ich noch einen Körper habe und so an dieses Übel und seine Nöte gebunden bin, so lange wird meine Seele verhaftet sein an diese Haut, an diese Knochen und nie die Erfüllung meiner Begierden erlangen. Erst wenn ich frei davon bin, wenn mein Geist endlich frei ist, werde ich mich von diesem Erdendasein lösen können.

Ach, Herrin, ich bin so müde. All das Schuften und was kommt am Ende dabei raus: Nichts. Wird es mir besser gehen in der Anderen Welt, wer weiß das schon? Wer weiß, vielleicht bin ich ja schon dort und merke es nur nicht. Wer vermag schon zu wissen, wo das eine Leben endet und das andere beginnt? Es gibt ohnehin kein Ende, weil nichts endet.

Was rasen heute nur für müßige Gedanken durch meinen Kopf. Das liegt nur an dieser furchtbaren Nacht.

Ich sollte zur Herrin beten. Ein gutes Gebet hat noch keinem geschadet. Ja, so will ich es machen. Beten will ich zu dir, holde Herrin. Die Erde ist dein Leib, die Welt; und das Wasser der Marschen, das Wasser der Welt ist dein Blut und so bete ich zu Dir Göttin, Mondin, auf meinen Knien.

Leise wisperte der verängstigte Mann.

„Möge Deine Klarheit gut sein für mich,
möge Dein Wandeln leicht sein für mich,
wenn dein Aufgehen mir Gutes bringt,
so mag dein Abschied sieben Mal besser sein,
du Gute Mondin aller Zeiten,
du beständiges Licht der Gnade.“

Einsam stand die Hütte Crunnchus. Durch die Holztür zum Hof betrat man den spärlich eingerichteten Wohnraum. Von dort führte eine zweite Tür in den angebauten Stall. Hier standen ein prächtiger Hengst, eine zierliche Stute, ein Paar gut genährte Kühe und sechs ängstlich drein schauende Schafe. Über den Hof führte ein kleiner Pfad zu einem kargen Feld, das schon seit Jahren von seiner Familie bestellt wurde.

Wie oft mögen meine Vorfahren mit den hohen Kiepen auf dem Rücken zum Meer geschritten sein, um Tang zu holen, der diesen Grund urbar machen sollte. Zuerst zu Fuß und nun schon mit einem kleinen Gespann. Wie krumm Großmutter's Rücken gewesen war und wie gering war der Lohn für diese harte Arbeit. Hätte ich noch Geschwister gehabt, wäre es sicher einfacher gewesen, aber so waren wir früher gerade noch zu fünft mit Großvater und Großmutter, und dann nur noch Vater, Mutter und ich, dann nur noch Mutter und seit letztem Sommer nur ich allein und jetzt? Alle haben sie ihr Leben in diesen Grund und Boden gegeben und wie wenig hat das Feld doch eingebracht und doch mehr als andere kleine Bauer hier besitzen. Und dennoch, niemals würde ich dieses Land verlassen, in die Stadt gehen, um mich abhängig zu machen und mir im Dienste eines hohen Herrn meinen Lohn verdienen.

Nein, mochte der Schweiß noch so auf der Haut brennen, mochte das Leben hier noch so bitter sein, dieses Stückchen Erde gehört mir und hier bin ich der Herr über Zeit und Grund.

Stolz blickte sich Crunnchu in seiner Hütte um. Dort prasselte ein gutes, warmes Feuer in der Kochstelle, darüber hing ein Topf, in dem Wasser kochte. Darin nahm eines seiner Hühner ein letztes Bad und ihm zur Gesellschaft sprudelten einige Getreidekörner, *Merk*, Möhren und ein klein wenig seines kostbarsten Schatzes, mühsam dem Meerwasser abgerungenes Salz in dem Sud.

Das würde ein gutes Mahl geben zu *Morríghans* großem Fest.

Die edle Morríghan, holde Dreieinigkeit aus ihr, der kriegerischen Bodbh und der sanften Muttergöttin Macha. War sie es doch, die in der Gestalt der Alten in der Samhainnacht mit ihrem dreibeinigen, weißen Albraumpferd durch die Welt zog und einem stillen Totentanz gleich, die Seelen der für die Andere Welt bestimmten aus ihren Familien riß, aus ihrem Leben, gleich ob es ein Gutes oder ein Böses war.

Sie war die große Gleichmacherin, deren Todesstab über allem Leben schwebte und eine kleine Geste nur bedeutete für manchen Clan, Bürde oder Erleichterung und keiner konnte sagen, warum.

Die Wege der Götter waren unergründlich und nur sie kannten die Lösung für die verschlungenen Linien ihres Webrätsels auf dem
e w i g e n S c h i c k s a l s t u c h .

Ängstlich betete Crunnchu auf seinen Knie weiter:

“Oh, Herrin nimm Deinen Blick von meinem Clan,
oh Herrin, nimm Deinen Blick von meinem Grund,
oh Herrin, nimm Deinen Blick von meinem Vieh,
lenke Dein Auge auf die grauen Steine,
lenke Dein Auge auf die hohen Hügel,
lenke Dein Auge auf die rauschenden Fälle,
lenke Dein Auge auf die lieblichen Wiesen,
schaue auf die Wolken und folge ihrem Weg,
schaue auf die Felsen und betrachte die Zeit,
schaue auf das Feuer und halte Deinen Blick,
schaue auf die große, salzige See,
sie trägt Deine Gedanken mühelos davon.
Folge nicht dem Pfad zu meinem Haus, Herrin,
klopfe nicht an meine Tür, Herrin,
geh’ vorüber, gelobte Göttin, und verschone mein Heim.”

Voller Achtung und Furcht richtete sich Crunnchu wieder auf, setzte sich an seinen Tisch, blickte zur Tür gegenüber. Leise murmelte er vor sich hin:

„Möge ich verschont bleiben, heute Nacht. Möge ich Dir noch viele Tage dienen können, finstere Göttin, oh große Königin, morrhígan.“

Sein Auge glitt zur Feuerstelle neben der Tür, über die Anrichte mit den getöpften Tellern, Schüsseln, Krügen und Humpen. In der Ecke neben der Tür zum Stall befand sich seine Lagerstatt.

Jeder Morgen war ein guter Morgen nach der Nacht von Samhain, gleich welches Tagewerk vor einem lag, wenn der Mensch wieder in seinem eigenen Bett erwachte.

Sí Gaoth, der Elbenwind, der Wind der Sidhi, ach du herrliches Volk, so lange Ihr uns nur verschonen wollt.

Hart rüttelte die Luftgewalt an der Eingangstür. Als klopfte die dunkle Morrígan selber an, um ihn in ihr Reich zu holen.

Ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken und der Mann schüttelte sich. Heute würde er keinen Fuß mehr auf den Hof setzen. Die kalte Dunkelheit des Winters hatte schon alles in Schatten gehüllt.

Hier drinnen war es warm und behaglich. Das Feuer knisterte und der Rauch des Torfs vermischte sich mit dem leckeren Duft der Hühnerbrühe, bevor er durch den Rauchfang nach draußen zog.

Einmal noch würde Crunnchu nach dem Vieh sehen, dann würde er zu Abend essen und zu Bett gehen wie an jedem Abend. Doch morgen früh würde er besonders froh sein, wenn der Schrei des Hahnes ihn wieder weckte.

Die Tür zum Stall war wie die gesamte Hütte mit Kalk weiß getüncht. Schnell überschritt er die Schwelle, ein magischer, gefährlicher Ort in solchen Nächten.

Nicht in der Hütte und auch nicht im Stall, war die Schwelle ungreifbar, jenseits von Zeit und Raum.

Der Schein der brennenden Bienenwachskerze verbreitete einen warmen Schein. Crunnchu zog die Türe schnell hinter sich zu und stellte die Lichtspenderin auf einen Sims.

Da stand sein gesamter Reichtum. Die zwei Kühe lagen auf trockenem Stroh, die Pferde wandten den Blick ihrem Herren zu.

Heute nacht hatte er sogar die Schafe in den Stall geholt. Es gab keinen Grund, die Götter herauszufordern.

War das die Tür zur Kammer, die da geknarrt hatte? Ein Schrecken fuhr Crunnchu in alle Glieder. Aber wer sollte ihn schon besuchen, in einer Nacht wie dieser, wo sich kein vernünftiger Mensch vor die Türe wagte?

Aus einem Korb nahm er einen Apfel, teilte ihn mit seinem Messer und gab der Stute und dem Hengst jeweils eine Hälfte davon. Dann tätschelte er beiden noch mal den Hals und ging weiter zu den Kühen. Diese beachtetten ihn nicht einmal. Gemütlich lagen sie auf dem warmen Stroh und kauten vor sich hin.

Die Schafe standen eng beieinander und beäugten ängstlich ihren Herrn. Lange verweilte sein Blick bei den Tieren.

Mochten sie fruchtbar sein im nächsten Jahr. Wer wusste schon, was sie verborgen, heilig und sicher unter ihrem wolligen Herzen trugen. Man durfte die Götter nicht herausfordern. Aber es waren sehr gute Tiere und ihre Nachkommen würden ihm hoffentlich einen guten Preis auf dem Markt von *Emain Macha* einbringen.

Mit einem letzten Blick auf die Stute nahm Crunnchu die Kerze wieder vom Sims und griff zur Tür. Er drückte sie auf, roch die gute Brühe und sah sich einer Frau gegenüber, die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Sie war schön und sie hatte die Brühe auf zwei Schalen verteilt und Holzlöffel dazu auf den Tisch gelegt. Ein Humpen Bier stand auch auf dem Tisch und ein Kelch, den er noch nie gesehen hatte mit klarem Wasser darin.

So saß sie auf seiner Sitzbank vor sich die beiden Schalen auf dem Tisch, einen Kanten Brot und das Bier und das Wasser.

Crunnchu gingen die Augen über. Ihr rotes Haar schimmerte sanft im Schein des Feuers, ihre blauen Augen hielten ruhig seinem Blick stand. Die Frau hatte ein edles Gesicht, schneeweiße Haut, worauf feurige Sommersprossen tanzten und sehr feingliedrige Hände.

Güte lag in ihrem Wesen und strahlte aus ihrem geduldigen Warten, bis Crunnchu seine Sprache wieder gefunden hatte:

„Wer bist du, und was machst du hier?“

Achtsam zog sie die Ärmel ihres weinroten Kleides über ihre Handrücken, bis nur noch die vornehmen Finger zu sehen waren. Dann antwortete sie, sanft und sicher:

„Frage mich nicht, keine deiner Fragen kann ich dir beantworten, denn es ist *Géis* für mich, auf diese Fragen zu antworten, sonst müsstest ich dein Haus wieder verlassen und ich will dir doch helfen in deiner Not. Jetzt wo du alleine bist, könntest du eine weitere Hand brauchen, die dir helfend zu Seite steht. Findest du nicht?“

Crunnchu schaute sie an, versuchte zu verstehen, scheiterte aber und gab sich der Hoffnung hin, dass es vielleicht doch nur ein Traum sei. Doch so viel er sich auch die Augen rieb, dieses Wesen wich nicht aus seinem Blick.

Unmenschlich wäre es, die Frau bei diesem Wetter wieder auf den Hof zu jagen. Wie hatte sie es nur geschafft, mit trockener Haut und trocknen Haaren in die Hütte zu kommen und warum hatten die Hunde nicht angeschlagen?

Das alles war mehr als seltsam.

Wer weiß, vielleicht war sie ja eine verwirrte Irre und doch war ihr Blick klar und warm. Gerade jetzt lächelte sie ihn mit einem schelmischen Augenblitzen an.

Der Mann setzte sich, selbst verwirrt und bemüht, die Fragen der inneren Stimmen zum Schweigen zu bringen. Er war es nicht mehr gewohnt, Gesellschaft beim Essen zu haben.

Crunnchu nahm das Brot in die Hand und den Löffel und mehr aus Verlegenheit als Verwunderung sprach er: „So sage mir doch, woher du kommst.“

Ein seltsames Glimmen leuchtete in ihren Augen auf, so als erinnere sie sich an einen wundervollen Ort.

Mit ihrem ganzen Herzen dort antwortete sie:

„Ich komme aus dem Land der Lebenden, wo es weder Tod, Urteil noch Strafe gibt, nur Frieden, Heil und Seligkeit. Meine Heimat ist *Caer Arianrhod*, das Schloß meiner Schwester. Dort, weit hinter dem Nordwind ist mein Zuhause und dorthin werde ich zurückkehren, wenn meine Arbeit hier getan ist.“

Das war alles zu viel für Crunnchu. Schweigend aß er seine Brühe, tunkte das Brot hinein, trank ab und an einen Schluck von dem guten Bier und wünschte sich, dass die Brühe ja nicht weniger würde. Denn was sollte er dann mit der schönen Fremden reden. Ratlos und langsam führte er Löffel für Löffel zum Mund und vermied es höflich all zu sehr sie anzustarren. Doch schließlich war die Schale leer und verlegen, blickte er auf.

Lächelnd stand die Frau auf und füllte seine Schale ein zweites Mal. Was sollte er tun?

Er aß und schwieg und als sie das dritte Mal nachschöpfen wollte, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Danke, Frau, es ist genug für heute. Der Rest mag unser Frühstück sein.“

Ertappt dachte Crunnchu, habe ich wirklich „unser“ gesagt? Was sollte er nur tun?

Die Frau stand auf, nahm die Schalen mit den Löffeln darin vom Tisch und spülte sie in seinem Waschbecken aus. Dann setzte sie sich wieder auf die Bank; schloß die Augen und schien vor sich hinzudösen. Lange und wie erstarrt betrachtete Crunnchu dieses Wunder. Als er sich ganz sicher war, dass die Schönheit schlief, erhob er sich leise, zog sich vorsichtig aus, legte seine Kleider über einen Stuhl und schlüpfte verstohlen in sein Bett. Dort lag er mit rasendem Herzen und dem Wunsch, die Göttin möge ihn in einen sofortigen Schlaf führen und bis zum nächsten Morgen wieder aus diesem seltsamen Traum heraus. Leise und gedämpft versuchte er zu atmen, obwohl sein Herz wie ein Hammer auf den Amboß schlug.

Es half alles nichts. In einer Nacht voller Lauschen und an die Decke starren, blieb ihm nicht erspart, was er so sehr fürchtete und doch auch so sehr herbeisehnte.

Sie lächelte. Verständnis und Schalk tanzten gleichermaßen in diesen Augen aus Blau als sie selbstsicher vor Crunnchus Schlafstatt schritt. Verschreckt wie ein Häschen vor den Augen des Wolfes blickte der Mann auf die Frau.

Spannung blitzte durch seinen ganzen Körper. Gedanken schneller als der Wind vergingen und verwehten jede Vernunft.

Dann streifte sie endlich das Kleid von den Schultern, wie die Blütenblätter der wilden Rose sank es zu Boden. Das war der Augenblick, in dem Crunnchus Herz für eine lange, lange Weile aufhörte zu schlagen.

Wie weiß war ihre Haut wie rein, wie makellos dieser göttliche Körper.

Der Mann war nur noch Auge und Auge und Auge. Alle Worte, Gedanken, Sinne hatten sich aufgelöst, beim Anblick dieser Weiblichkeit. Sie zwinkerte ihm zu und setzte sich auf das Bett, langsam, ganz langsam, hob sie die Decke an und streckte ihren Leib neben dem seinen aus. Welch' wohlige Wärme sie ausstrahlte, wie gut sich ihre Haut auf der seinen anfühlte.

Crunnchu atmete sie ein, diesen Duft nach Kornfeldern im Sommerwind und Wiesenheu im Haar.

Reglos lag der Mann, ängstlich, erwartungsvoll. Mühsam versuchte er einzuschlafen, auch dies ängstlich, dass sein Schnarchen ihren holden Schlaf vielleicht stören möge.

Sehr, sehr vorsichtig und langsam löste sich Crunnchus Spannung und wie ein Betrunkener driftete seine Seele immer mehr in inneren Frieden und Ruhe.

Gerade als sich das letzte Zipfelchen seines Verstandes auflösen wollte, legte sich eine zarte Hand auf seine Hüfte. Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch nach Schlaf, Entspannung, Seelenfrieden und mehr Berührungen dieser herrlichen Art, blieb Crunnchu in diesem Niemandsland des Geistes und öffnete den Sinnen seines Körpers Tür und Tor. Erhitzt fühlte er sein Blut in Wallung kommen, spürte wie die Erregung durch seinen Körper flutete und ihm wie Met zu Kopfe stieg. Die ganze Zeit ruhte diese Hand sicher und doch so flügelleicht auf seiner Haut. Sacht drehte sie sich zur Seite, blickte in seine blau-braunen Augen. Sanft strich sie mit dem Fingerrücken über seine Wange, seine Lippen, bevor sie ihn zart und vorsichtig küsste:

„Hab’ keine Angst, ich werde dir nichts tun, dass ich an deiner Seite bin, soll dir nicht zu Schaden gereichen, wenn du mich aufrichtig liebst und achtest. Komm und sei mein Kelch der Freude.“

Wie der Mond von Wolken liebevoll zugedeckt wird, zog die Wärme ihres Körpers durch seine Haut. Wie ein Mantel aus Silberlicht schlich sie sich über ihn. Leicht lag sie auf ihm wie eine Feder. Ohne Scham, einfach und leibhaftig setzte sie sich auf, fühlte er sich sicher und geborgen unter ihr. Zärtlich streichelten ihn ihre Hände, verwöhnten ihn ihre Lippen. Crunnchu gab sich hin, folgte ihren Berührungen, ließ sich ganz in sie fallen und sie fing ihn auf, öffnete sich ganz für ihn und führte ihn in die weiche, warme, feuchte Höhle, in deren sicherem Dunkel zwei Sterne zu einem verglühten. Leise und still, friedvoll und sanft, so hoffte er, würde es eines Tages sein, wenn sein Lebenskern verlosch. Dann löste sich alles, Leere durchfloß ihn und der Schlaf deckte ihn zu. Crunnchu schlief tief und fest und er träumte einen herrlichen Traum. Als sich am frühen Morgen das Tageslicht einen Weg unter seinen Lidern hindurch suchte, lächelte er satt und zufrieden.

Oh, welch eine wundervolle Nacht, welch ein herrlicher Traum. Immer noch hielt er die Augen geschlossen, legte die Arme hinter den Kopf und genoß die Einzelheiten, an die er sich noch erinnern konnte. Er atmete tief ein und aus und ganz kurz, bevor er die Augen öffnen wollte, bemerkte er es, diesen leichten Geruch.

Das war Pfefferminze. Crunnchu wusste genau, dass er keine Kräuter im Haus hatte. Verdutzt öffnete er die Augen. Erschrocken richtete er sich auf.

Da saß sie, die Frau ohne Namen, die von jenseits des Nordwindes kam. Sie lächelte ihn freundlich an und hob an zu sprechen:

„Ich hoffe, du trinkst deinen Morgentrank so. Möchtest du Milch hinein? Ich war schon im Stall und habe die Kühe gemolken und versorgt.“

Crunnchu verstand die Welt nicht mehr:

„Was machst du noch hier? Ich dachte, du würdest heute morgen verschwunden sein, so oder so?“

Die Frau antwortete ruhig:

„Ich habe dir doch gesagt, dass ich bei dir bleiben werde und dir helfen werde. Gleich werde ich die Schafe scheren und aus der Wolle einen guten Stoff weben. Vielleicht kannst du noch etwas Holz herbei schaffen, damit wir es heute abend schön warm haben, wir beide.“

Crunnchu sagte nichts mehr. Er angelte nach seinen Kleidern, zog sie an und wusch sich an der Anrichte kurz über Arme und Gesicht. Dann setzte er sich an den Tisch und trank den Pfefferminztrunk.

Nun wenn es so sein sollte, dann sollte es wohl so sein. Warum auch immer, aus irgendeinem Grund, den er selbst nicht verstand, sandten ihm die Götter diese wundervolle Frau.

Kaum saß er, da stellte sie ihm auch schon einen Teller mit einem Kanten Brot, Butter und Honig hin. Das war ja unglaublich. Nun wir werden sehen, wohin es ihn führen wird.

Kurz darauf brachte Crunnchu den Hengst auf den Hof, spannte ihn an und fuhr mit dem Wagen davon. Er hatte seine Axt dabei und wollte Holz holen. Als er an den kleinen Kiefernain kam, lagen schon zwei Bäume auf der Erde und warteten nur darauf zu Feuerholz verarbeitet zu werden. Erstaunt begann er mit seiner Arbeit.

Er war schnell fertig. Das Holz spaltete sich wie von selbst und es war auch nicht schwer, es auf den Wagen zu laden. Zügig ging es wieder zurück zum Hof.

Als er dort ankam, traute er seinen Augen nicht.

Der Stall war ausgemistet worden. Die Schafe waren geschoren, die Hühner gefüttert und aus der Küche drang der Wohlgeruch von gekochten Muscheln in einem Zwiebelsud. Der Bauer spannte aus und versorgte das Pferd. Darauf brachte er das Holz in einen Verschlag, wo es trocknen und lagern konnte, nahm ein paar Torfbrocken und brachte sie ins Haus.

Kaum erkannte er sein Innerstes wieder. Auf dem Tisch lag ein kleines Deckchen und selbst auf dem Nachtlager in der Ecke der Kammer lag noch ein warmes Deckbett. Auf dem Tisch stand ein Krug mit Bier und die Muscheln warteten schon darauf verspeist zu werden.

Hungrig von der Arbeit ließ es sich der Mann schmecken. Die Frau leistete ihm Gesellschaft beim Essen. So schwiegen sie und aßen vor sich hin.

Dann waren die Teller leer. Verlegen blickte Crunnchu zum Fenster.

Da strich ihm die Frau mit der Hand über die Wange und sagte:

„Komm, genug getan, laß uns wie Mann und Frau zusammenliegen und das Leben genießen.“

Crunnchu verstand nicht sofort. Da nahm ihn das Zauberwesen an die Hand und zog ihm seinen Überwurf aus. Sodann entkleidete sie sich selbst und schlüpfte unter die Bettdecke. Schnell fand er seinen Weg zu ihr. Den Rest des Tages und die Hälfte der Nacht vergnügten sie sich aneinander, dann erst senkte sich Ruhe über die Hütte und der Schlaf breitete Frieden über allen aus.

Am nächsten Tag fuhr er ans Meer und holte Tang. Als er zurückkam, gab es Kuchen aus Haselnüssen und Möhren. Alle Arbeiten im Stall und im Haus hatte sie schon erledigt und was blieb so zu tun als sich den Lebensfreuden zu widmen.

So ging es Tag für Tag in einem fort. Im Frühjahr zu Beltaine gebaren die Stute, die Kühe und Schafe Zwillinge. Selbst die Hunde im Hof gebaren nur zwei Welpen. Es dauerte nicht lange, da erkannte auch die Frau, dass sie in anderen Umständen war.

Leise lächelte die Frau in sich. Mit jedem Tag wurde ihr Bauch dicker und ihre Freude größer. Der Sommer brach an. Wahrscheinlich würde sie an Lughnasadh das Kind zur Welt bringen. Crunnchu und sein Hof wuchsen und gediehen.

Dort lebten sie in ihrer eigenen kleinen Welt, bis einige Tage vor dem großen Fest. Lughnasadh. Das Hochfest des Sommers. Ein Dankfest und auch ein Bittfest für die Ernte und das Königsfest. Er ist es, der vor seiner Burg jedem Recht spricht, der Ehen stiftet und auch scheidet. Gaukler, Tänzer und Schausteller geben sich ein Stelldichein und das Volk erlebte die Zeit wie in einem Taumel.

Und dann gab es da noch das Pferdewettrennen. Nein, das war nicht irgendein Wettrennen. Es war ein Wettlauf gegen die Pferde des Königs und wessen Pferde dieses Rennen gewann, der erhielt mehr als nur den Siegerpreis. Die Hochachtung der Leute und eine Stellung bei Hofe waren ihm gewiß und wer auch immer ein Pferd besaß versuchte sein Glück. So auch Crunnchu.

Aber die Frau war verängstigt und bat den Mann inständig nicht zum Fest zu gehen. Doch er wäre kein Ulster-Mann gewesen, wenn er sich das hätte entgehen lassen. So packte er am Morgen seinen Reisesack und spannte die Pferde an. Auf dem Markt wollte er ein Fohlen, ein Kalb und ein paar Lämmer verkaufen. Zudem hatte er noch viele der wunderbaren Dinge dabei, die die Frau in wundervoller Handarbeit geschaffen hatte. Auch dafür ließe sich ein guter Preis einhandeln.

Noch einmal bat ihn die Frau inständig:

„Höre, Mann, höre Geliebter, bleib hier, bleib bei mir, laß uns die Zeit vertreiben und miteinander die Freuden von Mann und Frau genießen.“

Doch Crunnchu blieb hart:

„Herrin, wer wäre ich, mich an diesem Fest nicht sehen zu lassen und sieh, doch was ich alles verkaufen und auch kaufen kann für das gute Geld, dass du erwirtschaftet hast. Nein, nein, laß mir meine Freude, ich will sehen wie die anderen vor Neid grün werden, wenn ich von dir berichte und von dem, was wir aus unserem Hof gemacht haben.“

Da zuckte das Weib zusammen, klammerte sich an die Hosen Crunnchus und rief:

„Nein, du darfst den Leuten um der Göttin willen nicht von mir erzählen. Versprichst du mir das? Wenn sie von mir hören, werden sie herkommen und wir werden keinen Frieden mehr haben. Versprich mir, dass du kein Wort über mich verlauten lässt. Bei allem, was ich für dich getan habe, ist das doch ein kleiner Wunsch. Sei ein guter Mann, sei mein Mann und komme bald wieder heim.“

Crunnchu verstand den Sinn ihrer Worte nicht, aber halbherzig versprach er, nichts von ihr zu erzählen und bald wieder auf dem Hof zu sein.

Mit froh gemutem Herzen zog er von dannen. Besorgt blickte ihm die hochschwangere Frau nach.

Der fröhliche Ulster-Mann indessen zog durch die Felder und den schönen Gau nach Emain Macha zum Großen Fest. Stolz betrat er die Stadt und machte sich sogleich auf zum Viehmarkt. Auf dem Weg dorthin bot er die Handarbeiten der Frau feil und die vornehmen Stadtfrauen wussten eine so feine Kunst auch redlich zu entlohnen. Auf dem Viehmarkt indessen waren schon die anderen Bauern versammelt, genau so wie jedes Jahr. Doch dieses Jahr war es Crunnchu, der die prächtigsten Tiere an seinem Wagen angebunden hatte. Sogleich war er umringt und erhielt die besten Angebote für das Vieh. Die Geschäfte wurden nicht schnell gemacht, da wurde gefeilscht, ein Met dabei getrunken, der neueste Klatsch ausgetauscht. Doch als sich der Morgen dem Mittag zuneigte, war Crunnchu ein gemachter Mann. Großzügig lud er so manchen zu einem Humpen Met ein und nicht wenige wunderten sich wie freigiebig der Mann seinen neuen Reichtum ausgab.

Da fragte ihn einer:

„Sag, Crunnchu, wie kommt es, dass du so freigiebig bist? Du hattest doch all die Jahre kein Geld und jetzt gibst du es aus, als hättest du eine Silberschmiede zuhaus.“

Der Bauer biß sich auf die Lippen und antwortete:

„Nein, ich habe euch nur so vermisst, wenn man Tag ein Tag aus auf seinem eigenen Land arbeitet, freut man sich eben sehr, auch mal andere zu sehen. Kommt jetzt lasst uns zur Versammlung der Ulster-Männer gehen und hören, was es Neues gibt in Stadt und Land“ und so geschah es dann auch.

Die Männer hatten ihre Geschäfte getätigt. Das Vieh war an den Mann gebracht und zusammen strebten sie den Hallen Emain Machas entgegen.

Dort verkündeten Herolde neue Gesetze und Nachrichten und natürlich standen auch schon die ersten Buchmacher bereit, um frühe Wetten für das Pferderennen am nächsten Tag anzunehmen.

Crunnchu war glücklich. In der Halle des Metkreisens gingen die Becher rund und rund und rund und die Wirkung davon war eine sehr, sehr lockere Zunge. So kam es, dass als über die Pferde für das morgige Rennen gesprochen wurde, der Bauer noch mit dem Becher in der Hand aufstand und ausrief:

„Ach, die Pferde des Königs, das sind doch lahme Ackergäule, da ist ja selbst mein Weib schneller. Die kann laufen und dabei trägt sie noch einen Klafter Holz um die Hütte. Ja, wüßt' ich's nicht besser würde ich sagen, sie ist ein Pferd“.

Aus dem klaren Blau des Sommerhimmels hallte mit einem Mal ein Donner und Crunnchu erinnerte sich des Versprechens an seine Frau.

Zu spät, Worte waren wie aus dem Käfig entlassene Vögel, nichts fängt sie mehr ein.

Schweigen war auf einmal in der Runde und da ging auch schon einer hinaus und noch einer und Crunnchu wusste, wohin sie gingen. Auf geradem Weg würde sie ihr Weg zum König führen. Der würde nicht dulden, dass man seine Pferde angriff und seine Würde

verunglimpfliche. Das Gesicht würde er sich nicht von einem Bauern nehmen lassen. Oh nein. Mein armes Weib, was hab' ich getan. Zu spät, nun muß sie beweisen, was ich gesagt, denn sonst würde ich mein Gesicht verlieren.

Verzweifelt rief der Mann aus:

„Kommt, Freunde, das Leben ist zu kurz, lasst uns noch einen guten Schluck trinken. Die nächste Runde geht auf mich.“

So becherten sie fröhlich weiter, obgleich sich ein Schatten auf Crunnchus Brust gelegt hatte. Schwer und schwerer wurde ihm diese Last, bis sich abends bewahrheitete, was der Mann so sehr befürchtet hatte.

Zwischen zwei starken Kriegern zerrte man die schöne, hochschwangere Frau in die Halle des Metkreisens und hinter ihnen stand Ross, der Rote, der Herr über Emain Macha, der Herr über Ulster, der König. Ihr flammendrotes Gewand schien vor Kindeskraft zu platzen. Die Zeit bis zur Geburt war nur noch kurz, ganz offensichtlich.

Das Herz sank dem vorlauten Bäuerlein in die Knie und ungemütlich pochte es da.

Mit starker Stimme trat der Herrscher vor Crunnchu und sprach wohlgesetzt die Worte:

„Siehe, Bauer, hier ist dein Weib. Du kannst deine dummen Worte jetzt zurücknehmen und auf meine Gnade hoffen oder aber du kannst zeigen, was für ein Mann du bist und beweisen, ob deine Worte wahr sind und dieses Weib schneller ist als der Wind und meine feinen Pferdchen.“

Crunnchu sah die Frau, bitter mochte sie sich gewehrt haben trotz der Schwangerschaft, denn ihre Hände waren mit Ketten gefesselt und ihr Anblick eine Schande für den Hof des Königs.

„Herr, ich bitte Euch, lasst die Frau frei. Es ist doch nicht nötig sie hier in Ketten vorzuführen. Morgen früh wird sie gewiß gegen Eure Rösser antreten und wenn sie verliert, so soll auch ich alles verlieren. Aber lasst sie frei, sie ist eine gute Seele und hat es nicht verdient, so für meine voreiligen Worte bestraft zu werden.“

Der König höhnte:

„So sollen wir lieber dich in Ketten legen? Nein, nein, auch an Ketten schärft sich die Liebe zur Freiheit. Aber du hast recht, sollen sie doch ihr Los für eine Nacht gemeinsam teilen, das wird ihnen vielleicht eine Lehre sein in Zukunft weniger großmütig zu sein am Feste des Königs. Diese Frau wird morgen früh gegen meine Pferde laufen. Wollen mal sehen, wie der Wind dein Mütchen kühlen wird, wenn meine Pferde die Zielgerade einschlagen und diese Kugel immer noch an der Startlinie steht.“

Damit wandte sich der König ab.

Doch die Frau bäumte sich jetzt noch mehr auf und laut rief sie:

„Herr, König von Ulster, Ihr Ulster-Männer, kennt ihr denn keine Gnade für eine Frau in meinem Zustand. Seid Ihr doch auch alle einer Frau aus dem Leib entsprungen. Ist dies Eure Art, die Mutterschaft zu ehren?“

Aber der König lachte nur und verwies sie an ihren Mann. Dann war er fort.

Die Schergen des Königs zwangen Crunnchu in ihre Mitte und zerrten die Hochschwangere hinter sich her. Bald kamen sie zu einem Verschlag, dort warf man sie hinein, legte auch dem Mann noch Ketten an, stellte ihnen Wasser und Brot auf den kalten Steinboden und verschloß dann von außen die Tür.

„Crunnchu“, erhob die Frau ihre Stimme, „ du bist ein Narr. Ich hätte dir die Welt zu Füßen gelegt. War es so viel, was ich von dir verlangte, so viel? Einfach nur deinen Mund zu halten, zu schweigen und kein Wort über mich zu verlieren?“

Der Bauer erwiderte:

„Nun, Weib, ich beehrte nicht die Welt. Ich beehrte, dass ein einziges Mal der König vor mir das Haupte neigt und alle Augen auf mich gerichtet sind. Die Welt, sie zählt gar nichts auf diesem Eiland, wohl aber das Ansehen unter meines Gleichen. Das ist es, was für Dein und mein Überleben sorgt und das unserer Kinder und Kindeskindern. Wäre es nicht schön, wenn man von uns spräche als von den Königsbezwingern, denen, die die Pferde des Königs geschlagen haben. Welche Vorteile würden unsere Söhne und Töchter in der Gesellschaft dadurch haben. Verstehst du das nicht?“

Die Frau konnte es nicht fassen:

„Oh, natürlich verstehe ich es, nur, wenn dir das alles so wichtig ist und so viel bedeutet, warum trittst du dann nicht selbst gegen die Pferde des Königs an? Du hast mich nicht einmal gefragt, bist einfach über meine Belange hinweg gegangen. Glaubst du wirklich, dass der morgige Tag einfach so an mir vorübergehen wird. Ich bin schwanger, die Geburt steht unmittelbar bevor und du lässt mich für deine eigene persönliche Eitelkeit zu einem Pferderennen antreten? Ihr Menschen seid ein seltsames Volk. Sicherheit und Wohlergehen bedeuten euch nichts im Gegensatz zum Ansehen, einem Trugbild, das immer die Schaurigkeit des wahrhaftigen Bildes verbergen wird. Ich werde morgen sterben und mit meinem Tod wirst du alles verlieren für einen kurzen Augenblick des Ruhms. Du hättest ein besseres Leben haben können, das hätte ich mir für dich gewünscht. Ich hätte der Weg dazu sein können, doch ihr Menschen seid nur allzu berechenbar.

Morgen wirst du sehen, wie deine noch nicht aufgekeimte Ernte im Wind des Schicksals verbrennt.“

Crunnchu blickte sie verständnislos an:

„Frau, was meinst du damit, wie ist dir?“

Doch von ihrer Seite kam keine Antwort zurück und so ergab auch er sich dem Schweigen der Nacht, einer langen Nacht.

Der Morgen kam viel zu schnell. Für ihn, denn jetzt hatte er verstanden, dass er so oder so alles verloren hatte.

Gemeinsam mit der Frau führten sie ihn zu der Rennbahn. Eine flache Grasstrecke, die rechts und links vom Volk umsäumt war. Am Start tänzelten die einzelnen Pferde aufgeregt hin und her. Große Mühe hatten manche Reiter mit ihren Rössern. Auch die Pferde des Königs waren darunter zwei prachtvolle Schimmel, hochbeinig und rassig. Vielleicht waren sie schneller als der Wind, aber waren sie auch schneller als eine Göttin?

Zum ersten Mal fühlte Macha die Lasten der Mutterschaft, die Lasten der Kurzlebigen. Oh süße Last, wie sie das Leben in sich spürte, das fremde eigenartige und doch zu ihr selbst gehörige Wesen. Da war Angst in einem Teil von ihr, Angst um den eigenen Körper, das eigene Leben und doch in ihrem Herzen galt die Liebe, die Sorge allein, dem reinen, ungeborenen Leben in ihr. Welch' ein Geschenk, welch eine Gnade der Kurzlebigen auf den Höhen solcher Gefühle schwingen zu dürfen. Auf ewig würde sie mit diesem Leben verbunden sein, selbst wenn sie wieder in den Heiligen Hallen Mananaan mac Lyrs wandeln würde.

Mochte sie als Göttin noch so einzigartig sein als menschliche Seele konnte sie sich nicht von anderen Menschen lösen. Wir sind eins, wir gehören zusammen, Fleisch und Blut verbunden durch die heilige Kraft unserer Seelen, Splitterseelen, Seelensplitter. So flüsterte ihr Fleisch. Eine kurze Zeit durfte sie sich einhüllen in den Mantel jener, in die Haut jener, die sonst sie mit ihrer Liebe und ihrem Schutz wärmte und umschlang.

Wie kalt und hart mochte ein Herz sein, dass sich aus dieser Herde verbannte und wie allein und doch was anderes bringt es dazu als die Menschen selbst. Sie waren so ein seltsames Volk.

Macha strich über ihren dicken Bauch. Leben aus der Leblosigkeit, das größte Wunder von allen. Der Zauber aus einem leeren Raum einen Tempel des Lebens zu erschaffen, allein durch die Kraft der Liebe. Das war es wofür sie die Menschen liebte.

„Steh nicht da und träume, Mütterchen. Reihe dich ein, Königin Langohr. Weit wirst du es nicht schaffen. Das wird ein Schauspiel, von dem die Insel noch lange singen wird.“ Ein junger Bursche drängte die Frau hinter ein Band und Macha dachte leise für sich:

„Oh ja mein Junge, da hast du mehr recht als du weißt.“

Macha löste sich aus diesem Körper, zog ihre Kraft ganz in sich, umhüllte diesen wunderschönen Leib, der so bald nicht mehr sein würde. Ganz in sich versunken, breitete sie die Flügel ihrer Stärke aus, vollendete das ewige Lied des Seins und wartete auf das Zeichen. Die Pferde, das Volk, das Gröhlen und Johlen der Menge, sie hörte nichts. Dann sank das weiße Tuch und alles stürzte voran. Wie auf Wolken trug die Göttin diesen Leib, diese Seelen über den Boden des Landes. In sich fühlte sie den Galopp der Pferde, ihre Freude am Laufen und Fluß. Was waren schon die Menschlein auf ihrem Rücken, glaubten sie wirklich, dass sie diese Wunder beherrschen konnten? Die Erde bebte.

Neben sich schnaubten die weißen Rosse des Herrschers. Schaumflocken troffen von ihrem Fell. Der urige Geruch ihres Schweißes erfüllte die Luft, umgab die Menge und machte sie rasend.

Näher und näher kam das Ziel. Die Göttin spürte die Not des Körpers. Wie sehr wurde sie bestraft. Denn es war ihr klar, dass sie den Körper opfern musste, um das neue Leben zu retten.

Dann überschritt sie die weiße Linie. Alle Kraft, alle Entschlossenheit floß in den Leib. In einem Sturzbach flutete das Wasser dieser Frucht davon. Krämpfe schüttelten sie, Fluch und Segen überkam sie. Und da stand sie: die Roy. Die Herrin von Ulster, die Königin.

Sie hatte Mitleid mit der Frau, denn auch ihre Beine waren genässt. Wie die Macha war auch sie in guter Hoffnung gewesen, doch nun suchte sich das neue Leben einen Weg in die Welt.

Die Königin konnte es nicht fassen, was die Männer, der König, ihr Mann dieser armen Seele antat und just in diesem Augenblick fanden sich die Augen der Frauen und etwas Seltsames geschah. Wie eine Stimme in ihrem Kopf hallte es wider:

„Höre Frau, dies ist mein Sohn Fergus, er wird einst König sein, aber er wird nicht als König sterben und dies ist meine Tochter, zu Deinen Ehren soll sie Roya heißen, sie wird keine Königin, doch wird sie Könige stürzen. Halte deine gesegnete Hand über sie und Sorge dich um sie als wären es deine eigenen. So sollst auch du letztendlich gesegnet sein.“

Die Königin blickte auf die Gebärende und tatsächlich da suchten zwei Seelchen den Weg ans Tageslicht. Auf guter Erde ruhten die Kinder. Ein sanfter Wind hüllte sie in das rote Gewand ihrer Mutter und bevor sie noch ihren ersten Schrei in die Welt sandten, erhob ihre Mutter nackt mit wehenden roten Haaren ihre Stimme, das Blut sich noch mit der Erde vermischend:

„Oh weh, dir, Ulster, oh weh, Schande hast du über dich gebracht. Dir, Crunnchu, sage ich folgendes. Immer wolltest du meinen Namen wissen, nun ich bin Macha, die Tochter Sainreths, des Sohnes des Imbaith. Ich bin die, die alle Meere in sich trägt.

Männer von Ulster, ohne Verstand und Ehre habt ihr euch erwiesen. Dies hättet ihr verhindern können, aber das Leben eines Weibes erschien euch nicht wertvoll genug. Jeder, der diese Worte hört, und jeder Ulate wird sie hören, wird sich neun Wochen lang wie eine Wöchnerin fühlen. Ja, ich sende Euch das Vaterkindbett. Und immer, wenn Ulster eure Stärke am nötigsten braucht, wird dieser Schmerz über euch kommen, neun Geschlechter lang.

Hier zu meinen Füßen liegt das Schicksal eures Landes, liebet und achtet sie, mächtige Roy, denn es sind meine Kinder, die Kinder einer Göttin, Eurer Göttin. Liebe sie wie deine eigenen Kinder, denn es sind deine eigenen.

Fergus mac Roy, der König ohne Land, und Roya, jene, die das Wort vollenden wird.“

Mit einem Mal entschwand der Druck aus dem Körper der Roy und sie wusste, dass dort ihre Kinder lagen. Eilenden Fußes stürzte sie zu den Kindern, hob sie auf und presste sie an ihr wild schlagendes Herz.

Die Göttin indessen war entschwunden im Winde des Schicksals.